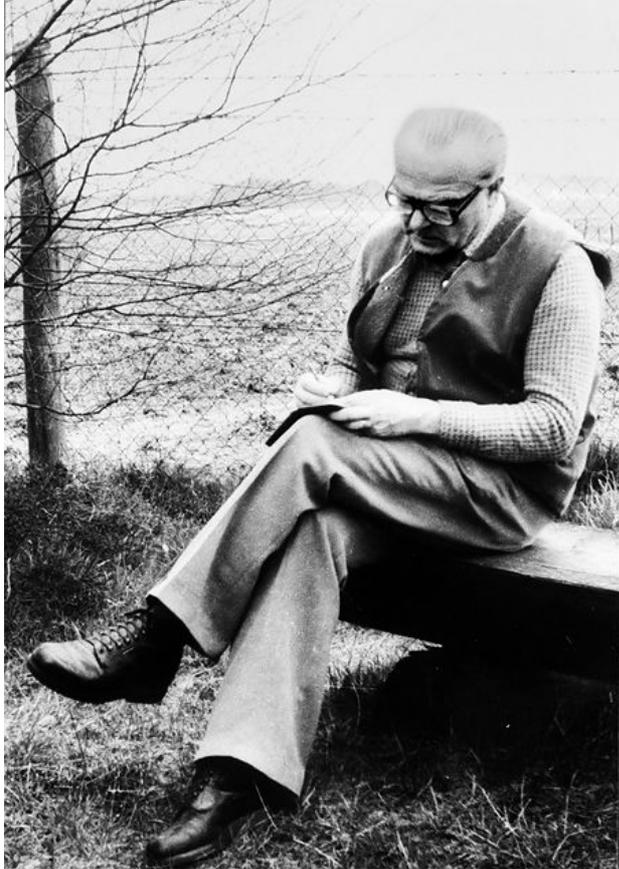


1. Januar 1970

Vor 100 Jahren wurde Arno Schmidt geboren

Der begehrlische Wortarbeiter

Literatur und Kunst 1. Januar 1970



Der Wortarbeiter Arno Schmidt war immer im Dienst und verwandelte das Dasein in Sprache. (Bild: IMAGO)

Pünktlich zum 100. Geburtstag von Arno Schmidt ist «Zettel's Traum» zum ersten Mal übersetzt worden. Über die Herausforderung, dieses Opus magnum in eine andere Sprache zu übertragen, den Genuss, Schmidt zu lesen, und die Fallstricke der Bewunderung gibt der amerikanische Übersetzer John E. Woods Auskunft.

Gabi Wuttke

Auf der letzten Seite von «Zettel's Traum» kreuzen sich in einem Dorf zu früher Morgenstunde die Wege zweier Männer. Der Spaziergänger ähnelt in Grösse und Kleidung Arno Schmidt, wie man ihn von Fotos kennt. Und es passt ins Bild vom Autor, hier selbst in Erscheinung zu treten, um mit seinem Ich-Erzähler ins Gespräch zu kommen. Denn bei kaum einem anderen Dichter werden Leben und Werk so sehr als Einheit betrachtet wie beim vergötterten «Solipsisten». «(? -: ein langer Kerl – (? : grüne Leder-Jacke, braune Hose) – bum'ld e vorbey/fürbass): <Schöne-milde Luft, Herr PaschnSchdecher – > / (? - : leck Mich am Arsch-Mensch !). – queer über der Uhr ein sandbrauner Fadn ?»

Auch sein Übersetzer John E. Woods ist überzeugt, dass Arno Schmidt kennt, wer seine Bücher kennt. Der 71-jährige Amerikaner lebt in Berlin, seit über vierzig Jahren mit Schmidts Œuvre, und ist noch heute ergriffen, wenn er sich daran erinnert, wie er als Tübinger Student Anfang der 1970er Jahre «Aus dem Leben eines Fauns» aufschlug und die deutsche Sprache in einem «rotglühenden Affensteiss» explodierte – den Rücklichtern eines Autos. Aber auch Muttersprachler überwältigt nicht erst das von Freuds Traumdeutung inspirierte Spätwerk.

Kleinbürgerliche Abgeschlossenheit

Denn auch in seiner frühen Prosa führt Schmidt den Leser lehrmeisterlich in die Welt seiner Ich-Erzähler, um die Wörter dort mit

erstaunlicher Zärtlichkeit zu entkleiden und ihnen das Gewand seiner bilderstürmenden, verrückend-poetischen Sprache überzustreifen. In seinen Nachkriegs-Robinsonaden «pulst» der Kopf unter dem engen Stahlhelm «wie ein schwellendes Glockenmaul», der Mond steht «als stiller Steinbuckel im rauen Wolkenmoor», und in den prüden Wirtschaftswunderjahren klemmte die geliebte Pocahontas «wieder die mächtige Schenkelzange. Wir ritten sausend aufeinander davon : durch haarige Märchenwälder (. . .) Säfte perlten, abwechselnd; oben und unten.» Schmidts Mut wurde damals als so schwere Zumutung verstanden, dass die Staatsanwaltschaft wegen des Verdachts der Pornografie ermittelte.

Auch sein ganz grosses Format entstand in kleinbürgerlicher Abgeschlossenheit. In der Lüneburger Heide, im Häuschen in Bargfeld, verschalt mit einfachen Brettern, aus denen auch die winzige Veranda gezimmert worden war, auf der bis zum Tod seiner Frau Alice Häkelkissen die Korbstühle zierten. Und wo noch immer im Flur Schmidts Lederjacke hängt und im Arbeitszimmer die akkurat sortierten Bücher in einfachen Regalen quer vor dem Schreibtisch stehen. Von seinen Enzyklopädien und Zettelkästen so umzingelt wie geschützt, hockte Arno Schmidt hier zwanzig Jahre in den einzigen, engen Verhältnissen, die er kannte und wollte.

Askese und Hochmut

Er schrieb aus dieser sehr überschaubaren Welt, gespeist vom frühen Gefühl des Mangels, das später mit Askese, Wut, Bitterkeit und Hochmut gewürzt war: Um sich nicht wohl zu fühlen, schlief er auf einer unbequemen Liege, grollte den Jungen, die die Zeit vertändelten, um die ihn die «HitlerBarbarei betrogen» hatte, und errechnete die schmale Zahl 390 für die «eigentlichen Kulturträger» Westdeutschlands mit der «dritten Wurzel der Population». Liebenswertig war der Misanthrop in der Erinnerung derer, die ihm begegnen durften, eher selten.

Dass er als Mensch gescheitert sei, sagt John E. Woods, habe Arno Schmidt gewusst; er sei sich aber auch gewiss gewesen, etwas Lebendiges und Einmaliges in seinem Kopf geschaffen zu haben. Woods dockte für sein Berufs-Debüt genau dort an und wurde für seine Übersetzung von «Abend mit Goldrand» gleich mehrfach ausgezeichnet. Vor zwei Jahren ehrte Uwe Timm den Goethe-Medaillen-Träger in seiner Schmidt-Novelle «Freitisch» als «Sprachbesessenen», der sich nach elf Jahren Arbeit an «Zettel's Traum» nun in die Rente verabschiedet hat. Am Ende sei er erleichtert gewesen, erzählt Woods mit einem spitzbübischen Lächeln und fügt bescheiden hinzu: auch ein bisschen stolz. Denn wie Joyce «Finnegans Wake», so habe Schmidt «Zettel's Traum» als Kreis angelegt.

Am Schluss seines «grossen Buches» schreibt der Freund vergessener Autoren: «Meine Stimme hatte ein' so=eignthümlichn Klan gbeim MurmLn (. . .) «Excellenz fliegn am ganzn Leibe.»» Der letzte Satz zitiert ein Gedicht von Otto Nebel, den Schmidt in «Nebel schelmenzünftig» an den Anfang seines 1492-seitigen Reigens stellte. John E. Woods gelang es, den in die Schweiz exilierten Maler und Schriftsteller im englischen «My murm'ring voice had sutch an odd'ly=nebelous sound» zu verewigen. Erste literarische Erfolge linderten Schmidts Gefühl des Mangels, aber er hungerte nach schriftstellerischer Entwicklung und Anerkennung. Freud und das Unbewusste kamen dem Wortgewitzten zupass: Er schuf «Etym», «wortähnliche Gebilde» in assoziativer Schreibweise, die auch über ihren Klang triebgesteuerte «<Hinter>=Gedanken» zutage fördern sollen. Fortan lagen Liebreiz und Leibritz für Schmidt eng beieinander, und der «Pleas'see=Rock» fleht darum, angesehen zu werden. In «Zettel's Traum» führte Schmidt seine Kopfgeburt als Experiment an Edgar Allen Poe vor.

Unmöglichkeit des Übersetzens

Sich auch dieser Herausforderung zu stellen, war für John E. Woods ein Genuss: Glücklich die Momente, wenn er möglichst viele Bedeutungsschichten der Etym zu fassen bekam; besonders die Aha-Momente, in denen in einem englischen Äquivalent eine Bedeutung aufblitzte, die dem zweisprachigen Schmidt im Deutschen offensichtlich entgangen war. Andererseits, erläutert Woods, habe ihm gerade «Zettel's Traum» vor Augen geführt, dass das Übersetzen, wie alle Kunst, letztlich eine Unmöglichkeit sei. Dieses ästhetische Erlebnis ins Englische zu übertragen, war nur mit der «Freiheit eines Narren» möglich, die wiederum auf das Schönste freilegte, wie bereichernd es nicht nur für einen Dichter ist, die Beweglichkeit der Sprache im Akt des immer neuen Formens zu erleben.

Für viele Bewunderer von Arno Schmidt wäre es ein Zuckerschlecken, eine Schriftsteller-Biografie ausschliesslich mit Zitaten aus seinen Büchern zusammenzustellen. Es ist richtig, dass die Topografie in Schmidts Geschichten den Orten entspricht, an denen er gelebt hat. Es trifft auch zu, dass sich darin wiederfindet, was in seinem Lebenslauf steht, und dass persönliche Einlassungen zu seiner weltanschaulichen Haltung mit den galligen Aperçus seiner Ich-Erzähler korrespondieren. Aber ist seine Beschäftigung mit der Psychoanalyse die Lizenz, im für Schmidt Unsagbaren zu bohren und auf die Einheit von Leben und Werk, auf authentisches Erzählen, zu schliessen? Er kenne keinen Schriftsteller, der sich «absichtlich in seinen Büchern so entblösst» habe wie Schmidt, ist auch John E. Woods überzeugt.

Bodenlose Sprache

Trotz etlichen Schutzschichten zur Verteidigung gegen die Welt sei er schon immer schonungslos gegen sich selbst gewesen und habe in der Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse die eigenen seelischen Untiefen für sein Schreiben «radikal» ausgewertet. Es gibt auch eine andere Lesart: Wovon Schmidt sehr eigenwillig erzählt, das ist ein Kaleidoskop des menschlich

Allzumenschlichen, das durch die Flucht in die schützenden Arme von Sigmund Freud noch vielfarbiger wurde. Nicht zuletzt, weil der im wirklichen Leben ängstliche und prüde Schmidt, der durch die Anzeige wegen Pornografie seine Existenz nachhaltig bedroht sah, in der Obhut der wissenschaftlichen Theorie als Schriftsteller unantastbar zu sein glaubte.

An seinem 100. Geburtstag wäre es hohe Zeit, Abschied von Arno Schmidt als Projektionsfläche zu nehmen und sich auf das kunstvoll und prächtig Erdachte zu konzentrieren. Auf das, was die Sprache sich vom «Gehirntier» entlocken liess, ohne über sich gebieten zu lassen. Denn, sagt John E. Woods und seine Augen funkeln: «Sprache ist bodenlos, grenzenlos, frei.» Ein Mann, der oft eine grüne Lederjacke und braune Hosen trug, hat sie leidenschaftlich begehrt.

«(? -: a tall phello – (? : green leather jacket, brown trousers) – stroll'D past/on): <Lovely=mild air, Herr PaschnSchdecher – > / (? – : kiss my ass=man !). – a sandybrown thread across the watch=face ?»

COPYRIGHT © NEUE ZÜRCHER ZEITUNG AG - ALLE RECHTE VORBEHALTEN. EINE WEITERVERARBEITUNG, WIEDERVERÖFFENTLICHUNG ODER DAUERHAFTESPEICHERUNG ZU GEWERBLICHEN ODER ANDEREN ZWECKEN OHNE VORHERIGE AUSDRÜCKLICHE ERLAUBNIS VON NEUE ZÜRCHER ZEITUNG IST NICHT GESTATTET.